



«Mit dem Alter muss man sich abfinden»

Der grösste Teil seines Lebens gehörte dem Fussball. Aber Profi war er nie – nicht einmal als Schweizer Nationaltrainer. Sein Architekturbüro gab er auch damals nicht auf. Paul Wolfisberg hat viel erlebt.

Von Martina Novak und Martin Hauzenberger, mit Bildern von Monique Wittwer

Gehen Sie noch an die Spiele des FC Luzern? Ja, da bin ich immer dabei.

Besuchen Sie nächsten Monat auch die EM in Frankreich? Nein, das ist mir zu weit weg, ich bin nicht mehr so gut zu Fuss. Ich habe Probleme mit den Beinen. Ich versuche es jetzt mit Abnehmen. Ich will von hundert auf neunzig Kilogramm herunterkommen.

Welche Methode hat man Ihnen empfohlen? Einfach weniger essen und möglichst wenig Alkohol. Ich habe schon viel probiert, aber es ist schwierig. Ich habe nicht laufend Schmerzen, ich habe nur Mühe mit dem Laufen.

Fahren Sie mit dem Bus zum Spiel? Ja, da nehme ich den Bus. Es ist ja nicht weit.

Und die Europameisterschaft schauen Sie am Fernsehen? Natürlich, da bin ich dabei.

Wie stehen die Chancen der Schweizer? Im Fussball kann man immer hoffen, da ist viel möglich. Im Moment wird ziemlich negativ geschrieben über die Schweizer Nationalmannschaft, und die Begeisterung ist nicht so riesig. Aber im Fussball gibt es immer gute und schlechte Phasen. Wenn ich sehe, wie wenig dem ar-

gentinischen Star Messi in letzter Zeit gelungen ist, muss ich einfach sagen, so ist eben der Fussball.

Es heisst, dass Sie eher zufällig zum Fussball gekommen sind, weil Ihr Vater im Stadion Bänke reparierte und Sie fanden, in einem so grossen Stadion möchten Sie auch einmal spielen. Stimmt diese Geschichte? Ja, das ist richtig. Das war im alten Kickers-Luzern-Stadion am Alpenquai. Mein Vater war kein Fussballer, aber mich hat es damals gepackt. Er hat nie mit mir Fussball gespielt, aber er liess mich machen.

Ihr Cupsieg mit dem FC Luzern im Jahr 1960 muss ein grosses Fest gewesen sein. Allerdings. Das lässt sich nicht mit heute vergleichen. Wir kamen mit dem Zug aus Bern – wir waren immer im Zug unterwegs und haben da auch gejasst und gegessen – und wollten hinten zum Bahnhof hinaus. Aber die haben uns trotzdem gefunden und gefeiert.

Sie waren nie Profi, haben immer in Ihrem Beruf als Architekt gearbeitet. Haben Sie dabei von Ihrer Bekanntheit als Fussballer und Trainer profitiert? Vielleicht hatte ich es ein wenig leichter, weil mich alle kannten und ich viele gute Beziehungen hatte. Man wusste, dass man sich auf den Wolfisberg verlassen konnte. Und Fussball spielen konnte er auch noch.

Ausser in Luzern haben Sie auch beim FC Biel gespielt. Hing das mit Ihrem Besuch des dortigen Technikums zusammen? Nach meiner Hochbauzeichnerlehre wollte ich ans Technikum. Und Biel gefiel mir besonders, weil es zweisprachig war. So ging ich dorthin und spielte auch ein Jahr lang für den FC Biel. Dann besuchte mich Rudi Gutendorf, der neue Trainer des FC Luzern, und fragte mich, ob ich wieder nach Luzern kommen würde. Da dachte ich: Das ist ein guter Typ, und er hat ein schönes Auto, mit dem er mich da abholt. Also trainierte ich während der Woche bei Biel und spielte mit Luzern. Das würde heute nicht mehr gehen. Aber ich kannte die Luzerner Spieler alle gut und hatte den Fussball im Blut.

Wie stand es mit den Finanzen? Wir verdienten als Fussballer damals vielleicht 800 Franken, und als Angestellter mit Technikumsabschluss erhielt ich ebenfalls 800 Franken. Von diesem Doppelverdienst konnte ich gut leben. In Biel lernte ich meine Frau kennen, die aus Vevey kam und bei der Omega arbeitete. Ich war ohnehin ein halber Welscher, Servette Genf war mein Lieblingsklub.

Das kam Ihnen später zugute, als Sie Nationaltrainer wurden. Genau, ich konnte es so-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 28

wohl mit den Deutschschweizer als auch mit den Westschweizer Spielern gut, weil ich Französisch sprach. So konnte ich die Fraktionen verbinden. Einmal machte ich sogar eine separate Teamsitzung nur mit den französischsprachigen Spielern. Mit ihnen musste ich vorsichtiger umgehen als mit den Deutschschweizern.

Wie würden Sie Ihren Stil als Trainer bezeichnen? Ich konnte alles sein. Man muss das spüren. Ich war eher der väterliche Typ.

Hat das immer funktioniert? Ja. Ich bin einer der wenigen, die nie in die Wüste geschickt wurden. Ich hätte es gemerkt, wenn man mich nicht mehr gewollt hätte. Ich bin dann ja selbst gegangen. Aber es waren immerhin mehr als 50 Spiele.

Darunter waren einige grosse Erfolge: Sie schlugen England, die Niederlande und Italien und holten gegen Brasilien ein Unentschieden. Für etwa ein halbes Jahr trainierte ich den FC Luzern und die Nati gleichzeitig. Das hatte es sonst nicht gegeben – ausser vielleicht 1910.

Ende 1982 schlugen Sie sogar den frischgebackenen Weltmeister Italien. Genau, in Rom mit 0:1. Ruedi Elsener schoss das Tor, und Claudio Sulser gab den Pass. Später trainierte ich die Schweizer Künstlernationalmannschaft. Da spielten wir in Como gegen Italien, in deren «Nazionale cantanti» auch Schlagersänger Eros Ramazzotti dabei war. Weltmeistertrainer Enzo Bearzot war ihr Coach, und er sagte mir, seine Weltmeister hätten damals wohl etwas zu lange gefeiert und deshalb gegen uns verloren.

Sehen Sie Ihre Spieler von früher noch? Vor allem Andy Egli, der hier in der Gegend arbeitet. Und wir haben jedes Jahr ein Treffen der ehemaligen Nationalspieler. Das macht der Fussballverband sehr gut.

Das Engagement als Nationaltrainer kam ja zu einer Zeit, als Ihre Kinder bereits erwachsen waren. Konnten Sie dadurch Ihren Vaterinstinkt noch bei Ihren Spielern ausleben? In einem gewissen Sinn schon.

Ihre Nationalmannschaft wurde wegen ihrer defensiven Spielweise auch als «Abbruch-GmbH» bezeichnet – ausgerechnet das Team eines Architekten. Haben Sie besser als andere Trainer gespürt, wo die Stärken Ihrer Spieler lagen? Wahrscheinlich schon. Auf den Länderspielreisen habe ich die Spie-

«**Meine Frau hat mich sehr unterstützt, vor allem im Kontakt mit der Westschweizer Presse.**»

ler besser kennengelernt. Diese Reisen waren auch eine Art Belohnung für ihren Einsatz. Deshalb habe ich immer Wert darauf gelegt, solche gemeinsamen Erlebnisse zu organisieren.

Ihre Mehrfachbelastung war für Ihre Frau sicher nicht immer einfach. Wie hat sie damit gelebt? Sie hat mich sehr unterstützt, vor allem auch im Kontakt mit der Westschweizer Presse, für die sie manchmal sogar Artikel geschrieben hat. Sie hat sehr gut geschrieben.

Interessierte sie sich auch für Fussball? Ja, und meine Eltern auch. Aber selbst gespielt hat mein Vater nicht – und meine Mutter auch nicht. Damals spielten die Frauen noch nicht Fussball. Meine Enkelin allerdings schon. **Gehen Sie auch an ihre Spiele?** Ja, ich habe sie schon einige Male spielen sehen. Die Frauen spielen heute schon sehr gut, das muss ich sagen. Die haben wirklich etwas drauf, je länger, je besser. Es gibt Leute, die sagen, die Schweizer Frauen könnten international bald besser dastehen als die Männer.

Haben Sie Ihr Geschäft verkauft? Nein, ein Architekturbüro kann man nicht verkaufen. Das hat sich aufgelöst. Jetzt verwalte ich noch die Objekte, die mir gehören.

Hätte Ihr Sohn Ihre Nachfolge übernehmen sollen? Das hatte ich gehofft, aber es kam anders – wegen seines tragischen Todes. Sonst hätte ich vielleicht weitergemacht.

Weiss man noch immer nicht genau, was 1986 mit Ihrem Sohn Eric auf den Philippinen geschehen ist? Es war einfach ein Unfall. Auf dem Boot, auf dem er war, waren 14 Personen, Einheimische und Ausländer. Sie nahmen einen zusätzlichen Passagier mit, damit sie nicht 13 waren. Genützt hat es auch nichts. Das war einfach Schicksal. Hier am Vierwaldstättersee in Ennetbürgen ist auch einer in einem Föhnsturm mit seinem Boot spurlos verschwunden. Er wurde nie gefunden, auch das Boot nicht.

Wie konnten Ihre Frau und Sie das verarbeiten? Meine Frau litt noch stärker darunter als ich, aber am Ende musste sie es ebenfalls einsehen. Sie hatte Kontakt mit der Mutter einer Französin, die auf dem Boot war. Und ich war in Deutschland, um mit Hinterbliebenen von anderen Verschwundenen zu sprechen. Ich war ja auf die Philippinen gereist, um sie zu suchen. Und ich liess einen deutschen Journalisten zusätzliche Nachforschungen anstellen.

Haben Sie einen starken Glauben, der Ihnen half, das zu bewältigen? Welchen Glauben meinen Sie? Das sind einfach Tatsachen, ich kann das nicht anders ausdrücken.

Konnten Sie sich mit Ihrer Arbeit und mit dem Sport ablenken? Ja, das half schon. Meine Frau und ich sind dann auch viel gereist: Australien, Japan, Panamakanal...

...und das alles während Ihres aktiven Berufslebens? Ja. Meine Frau kam in dieser Zeit auch einige Male mit, wenn ich mit der Nati im Ausland unterwegs war, in Afrika etwa. Wir haben viel erlebt. **Mit dem Alter wird manches schwieriger. Was ist das Schwierigste?** Gesund zu bleiben. Ich habe einige gesundheitliche Probleme gehabt. Ich hatte Glück, dass meine Frau gleich reagieren konnte, als ich in der Wohnung einen Hirnschlag erlitt. Das war vor etwa zwanzig Jahren. Das habe ich eigentlich gut überstanden. Ich musste einige Kurse nehmen und Therapien absolvieren, beispielsweise um die Sprache ganz wiederzugewinnen.

Sie tragen einen Notrufknopf. Freiwillig? Ja, seit ich allein lebe, ist das wichtig. Wenn ich den drücke, wissen sie beim Roten Kreuz genau, wo ich bin. Letztes Jahr hatte ich im Büro einen epileptischen Anfall und stürzte. Zum Glück bemerkte das jemand aus der Nachbarschaft und konnte mich gleich ins Spital bringen. Davon habe ich mich gut erholt, besser als beim ersten Mal. Nach einem halben Jahr sagte ich, ich wolle wieder Auto fahren. Im Spital musste ich alle möglichen Tests machen, aber jetzt darf ich wieder fahren.

Sie schauen offenbar auf Ihre Gesundheit, was ja nicht typisch männlich ist. Viele Männer gehen nicht freiwillig zum Arzt. Gewisse Klippen muss man selbst überspringen. Man muss mithelfen, um gesund zu bleiben, und man muss die Ärzte ausfragen. Die sind ja immer so beschäftigt.

Wie war das, als Ihre Frau erkrankte? Sie hatte keine Chance. Bei ihr war es Brustkrebs, und das ging sehr schnell. Sie war im Spital, aber da war nichts zu machen.

Konnten Sie sie selbst zu Hause pflegen? Ja, ich konnte sie noch betreuen. Das sind tragische Sachen, nach allem, was wir in über 50 Ehejahren erlebt hatten.

Sie mussten viele Verluste verarbeiten. Leben Sie jetzt ganz selbstständig hier in Ihrer Wohnung, oder kommt manchmal die Spitex? Nein, das brauche ich nicht. Ich habe ein befreundetes Ehepaar, das mir hilft. Zudem wohnt mein Hausarzt tatsächlich hier im Hause. Ich gehe oft auswärts essen, auch mit Freunden. Nach meiner Zeit als Natitrainer habe ich einige Vereine gegründet, etwa den Club Libero hier in Horw. Dann haben wir den Club Borsalino, mit dem wir immer an die Länderspiele gereist sind. Jetzt schauen wir die Spiele gemeinsam am Fernsehen. Schliesslich haben wir noch den Elferklub mit Ehemaligen vom FC Luzern wie Ottmar Hitzfeld und Rolf Fringer.

Haben Sie ausser Fussball noch weitere Hobbys? Ich gehe jeden Donnerstag zum Jassen mit alten Kollegen. Traurigerweise sind aber viele meiner Freunde und Kollegen mittlerweile dement. Das finde ich das Schlimmste. Deshalb sage ich mir: Solange die anderen noch nicht allzu sehr fluchen, wenn ich beim Jassen Fehler mache, so lange geht es noch, so lange genieesse ich es. Und solange ich noch bezahlen kann.

Hat das Älterwerden auch Vorteile? Man muss sich einfach abfinden und damit leben. Da gibt es nichts anderes. Das Leben ist schön, wenn man keine Bobos hat, und ich genieesse es immer noch. Ich bin ja noch an vielen Anlässen. Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu viel mache.

Sie sind in Luzern eine sehr bekannte Persönlichkeit. Immer weniger. Früher wurde ich auf der Strasse schon sehr oft grüsst. Und es geschieht auch heute noch, dass Leute mich ansprechen und ich keine Ahnung habe, wer das ist. **Wie ist das, in Sichtweite des Elternhauses zu leben?** Das ist immer wieder emotional. Ich habe ja fast immer in dieser Gegend gelebt. Einige Jahre wohnte ich in einem Hochhaus beim neuen Luzerner Stadion. Das war eine Art i-Püktli: dort zu leben, wo ich 25 Jahre lang Fussball

«**Hier kann ich das Haus meiner Kindheit anschauen und meinen Eltern in Gedanken guten Tag sagen.**»

gespielt hatte – und doch nicht weit von den Orten meiner Jugend, die man von dort oben alle sehen kann. Aber in jenem Haus hat man das Gefühl, man komme in einen Luftschutzkeller oder in ein Gefängnis. Und in der Wohnung ist alles billig gemacht. Schön ist nur die Aussicht. So kam ich wieder nach Horw, da kennen mich die Leute, hier bin ich aufgewachsen, hier kann ich das Haus meiner Kindheit anschauen und meinen Eltern in Gedanken guten Tag sagen. **Auf dem Hügel über Ihrem Wohnhaus steht ein Altersheim. Von dort hat man eine noch schönere Aussicht auf den Pilatus als aus Ihrer Wohnung. Könnten Sie sich vorstellen, dort hinauf zu ziehen?** Nein, das ist zu weit weg vom Ort. Ich muss mich bewegen können, ein wenig hierhin, ein wenig dorthin. Ich frage mich oft, was die Leute tun, die dort oben wohnen und nicht weg können.

Wahrscheinlich geniessen sie die Aussicht. Und bleiben zu Hause, genau. Aber ich will auch noch etwas anderes geniessen.

Was sagen Sie zur Entwicklung der Tourismusregion Zentralschweiz, zu all den Gästen aus China, Japan und Russland? Ich staune oft, wie wohl die Japaner sich hier offenbar fühlen. In der Stadt wirken die fast wie Einheimische. Ich selbst fahre oft auf den Bürgenstock und mache den Rundgang. Dort oben stehen momentan zwölf Kräne. Das ist eine neue Welt. Wenn das Projekt einmal fertig ist, wird das eine Traumsache, architektonisch gesehen.

Sollte man in der Schweiz stärker in die Höhe bauen, um Platz zu sparen? Das wird wohl automatisch so kommen, weil die Menschen in den Zentren wohnen wollen. **Was sagen Sie zur heutigen Fanszene im Fussball?** So etwas haben wir nie erlebt. Bei uns waren die viel anständiger. Die warfen uns eine Orange oder Tomaten nach, wenn wir verloren hatten. Das war alles. Aber heute geht das ja brutal zu.

Jetzt gibt es die Organisation Fanarbeit Schweiz, bei der Ihr Biograf Christian Wandeler Chef ist. Ja, er macht das gut.

Haben Sie mit ihm über die Fans gesprochen? Wenig. Wir haben vor allem über unser gemeinsames Buchprojekt gesprochen.

Ihr Geschäft haben Sie abgegeben, Ihre Biografie ist geschrieben. Beschäftigen Sie sich auch manchmal mit dem Sterben? Ich habe fast alles geregelt. Jetzt bin ich noch am Testament. Das muss ich immer wieder abändern und neuen Situationen anpassen. Das erledige ich mit einem Rechtsanwalt. Da ist immer etwas los.

Die Biografie «Der Wolf, Fussball-Legende Paul Wolfisberg» von Markus Föhn und Christian Wandeler, mit einem Vorwort von Ottmar Hitzfeld und mit zahlreichen Fotografien, ist für 30 Franken + 5 Franken Porto erhältlich bei Paul Wolfisberg, Schulhausstrasse 3, 6048 Horw.

Fussball und Bauen

Paul Wolfisberg wurde am 15. Juni 1933 in Horw LU geboren. Nach einer Hochbauzeichnerlehre liess er sich am Technikum in Biel zum Architekten ausbilden und führte bis zu seiner Pensionierung sein eigenes Architekturbüro. Als Fussballer begann er beim FC Horw und wechselte 1950 als 17-Jähriger zum FC Luzern. 1958 stieg er mit den Luzernern in die Nationalliga A auf, und 1960 gewann er als Captain mit der Mannschaft den Schweizer Fussballcup, «mein grösster Erfolg als Spieler». Seine Trainerkarriere begann er 1966 beim SC Buochs, dann folgten der SC Kriens und der FC Luzern. 1981 wurde er Trainer der Schweizer Nationalmannschaft. Bis 1985 coachte er die Nati in 51 Spielen, von denen nur 15 verloren gingen. Wolfisberg war seit 1957 mit Marcelle Péclard verheiratet. Das Paar hatte zwei Kinder, Sohn Eric und Tochter Karin. Eric kehrte 1986 von einem Bootsausflug auf den Philippinen nicht zurück. Marcelle Wolfisberg-Péclard starb 2008 an Brust- und Knochenkrebs. Paul Wolfisberg wohnt in seinem Geburtsort Horw.